

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 38.

Bießen, 17. Sonntag nach Trinitatis, 26. September 1915.

4. Jahrgang.

Der Krieg, ein Wegweiser zu Gott.

Apostelgeschichte 17, 24 u. 25. Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht; sein wird auch nicht mit Menschenhänden gepflegt, als der jemandes bedürfe, so er selber jedermann Leben und Odem allenthalben gibt.

Unter den unzähligen Gestalten, in denen der Krieg sich offenbart, macht eine besonders nachhaltigen Eindruck: der Krieg enthüllt sich uns als Träger rücksichtsloser Wirklichkeit. Wie ein morsch gewordenes Gewand fallen hunderterlei schiefe oder phantastische Auffassungen, die wir uns vom Leben und vom Sinn des Seins gemacht hatten, von uns ab; viel Selbstbetrug, auch viel eingebildeter Idealismus. Wir sehen die Dinge nicht mehr, wie wir sie sehen wollten, sondern wie sie sind. Wir sprechen in diesem riesenhaften Weltkrieg viel von dem Riesenfeldzug der Lüge. Und tatsächlich ist sie als eines der unheimlichsten Geschwüre am Menschheitskörper aufgebrochen. Aber warum? Weil den Menschen, insbesondere denen, die diesen wahnsinnigen Krieg angezettelt haben, die Fülle erschütternder Wahrheiten, die er an den Tag bringt, allzu mächtig wird. Diese Wahrheit starrt ihnen nun ins Gesicht, wie einst nach der tiefsinnigen Auffassung der alten Griechen das versteinerte Bild der Medusa auf dem Schilde der Pallas Athene. Und weil sie diesen Blick unerbittlichster Wirklichkeit nicht zu ertragen vermögen, lassen sie vor den eigenen und anderer Augen die dicken Nebelschwaden der Lüge aufsteigen.

Diese Wahrheit dringt aber auch bis ins Innerste der Menschenseele, weit tiefer hinein als in alle unmittelbaren Probleme des Krieges. Sie stellt den Menschen gleichsam sich selbst völlig unverhüllt gegenüber und fragt ihn scharf: Wer bist du? Was glaubst du? Es zeugt von erstaunlicher Kurzsichtigkeit, wenn auch jetzt noch dieser oder jener die gewaltige religiöse Flutwelle, die unser Volk, draußen in der Front wie daheim, überkommen hat, als künstliches Gebilde oder als eine Art kindischen Aberglaubens aus blasser Todesfurcht hinstellen möchte. Nein, die Wahrheit, die unbestechliche Wirklichkeit der elementarsten Welterschütterung im Menschheitsganzen, des Weltkriegs, durchrüttelt nun auch das lange schlafumfangene Gewissen jedes einzelnen, und forschet erbarmungslos: Was denkst du von dir selbst? Tue Rechenschaft! Und da tritt an jeden schließlich die Aufforderung zur Äußerung über

den Satz heran: „Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden“. Wir hatten ihn vielleicht mit der Schulzeit der Kinderjahre begraben, aber in der großen Schule des Lebens taucht er von neuem empor, nur daß der Weltkrieg jetzt der ernste Prüfer ist, der die Entscheidungsfrage stellt. Und wunderbar! Das erste Wort gleich rafft uns zu stärkster Selbstbesinnung auf: das „Ich“ als Ausdruck der Persönlichkeit. Man kann ruhig sagen: Mit der Stellungnahme zum Ich entscheidet sich auch die Stellung zu Gott. Aber auch das ist gewiß: Ein Kriegsjahr enthüllt uns das Wesen echter Persönlichkeit schneller und überzeugender, als oft zehn Friedensjahre. Sumal denen in der Schlachtfront und im Schützengraben. Denn sie erleben nun an sich und erst recht an anderen, an ihren Führern, ihren Kameraden, was überhaupt Persönlichkeit ist. Wo stammt dieses wunderbarste, wesenvollste Gebilde her? Aus der wesenlosen, bestimmungslosen Masse des kosmischen „Urschleims“, aus dem die ganze Welt und somit auch du und ich erstanden sein soll? Können wir uns im Ernst den Edelcharakter unseres Kaisers, das titanenhafte Genie eines Hindenburg, aber können wir uns auch nur das stille Heldentum des nächsten besten Musketers, diese schlichte und doch ansteckende Willens- und Bestimmungs- und Bewußtseinskraft, entstanden denken aus einem allgemeinen Lebensbrei? Und wo wäre denn dort das Leben hergekommen? Nein, eine einfache Forderung der Vernunft, des logischen Denkens, sagt uns: das menschliche Ich ist da als Persönlichkeit, und doch schuf es, wie keines der Milliarden menschlicher „Ich“, sich selbst. Nun kann kein Werk ohne Meister bestehen. So muß denn das menschliche „Ich“ stammen von einem höheren, machtvolleren „Ich“, dem „Ich“ der Urpersönlichkeit. Und das allein begreifen wir unter dem Namen: Gott.

Ein Tag hinter der Front.

Von Leutnant d. R. Dr. Ernst Meyer-Bießen.

An einem wirklichen Sommertag, deren wir hier so wenige gehabt, fuhr ich mit dem Feldgeistlichen der Lazarette von Werwick über Menin nach Courtrai. Überall Feldgraue von den Kolonnen, die sich recht gut eingerichtet haben und gut mit der einheimischen Bevölkerung zusammenzuleben

scheinen. Längs der langgezogenen Dorfstraße sitzen die Belgier haufenweise in unnachahmlicher Hochstellung, spielen Karten oder blinzeln in die Sonne, rücken die Mütze von einem zum andern Ohr, gähnen aus Langeweile oder spucken kunstgerecht durch die Zähne. Das Herz geht einem auf, wenn man die reichbestellten Fluren zu beiden Seiten der Straße sieht; von dem leicht zu bearbeitenden oder gut tragenden Boden ist nichts zu sehen. Ueberall Frucht, Kartoffeln und Rüben, dazu der zum Hausgebrauch notwendige Tabak. Ein wogendes, bald in sattem Gelb flimmerndes, bald in tiefes Grün übergehendes Farbgemisch. Dabei sieht man kaum jemand im Felde. Es scheint, als säßen die Belgier zu Hause und ließen draußen den lieben Gott alles allein machen; man sieht es ihnen an, sie können arbeiten, sogar tüchtig und ausdauernd, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Ebenso können sie aber auch faul ganze Tage in der Gasse sitzen oder langausgestreckt, nur eine Matte unter sich, im Hausflur liegen und aus dem Tonpfeifchen rauchen.

Nach zweistündiger Fahrt, während der einem eine feuchtwarmer Luft um das Gesicht schlug, heben sich über Bäume und Hecken die Türme der Stadt immer mehr in die Höhe. Courtrai! Ich besuche alte Kameraden und meine alten Hausleute, deren Kinder mich auf dem großen Marktplatz gesehen und nun auf mich zulaufen und die Arme um mich schlagen. Der Mutter, die bei ihnen ist, ist es sicher peinlich; denn man wird es ihr in belgischen Kreisen schwer verdenken, solche offenkundige Sympathie für einen Deutschmann! Die Kinder wollen mit mir gehen, sie hat aber noch einige „Kommissionen“ zu besorgen. Das ist immer so, zu Hause da tauen die Leute allmählich auf und stellen sich zu einem, wie sich eben Menschen zu Menschen stellen, die sich im Kreise der Familie kennen und wohl auch schätzen lernen. Aber auf der Straße, da fürchtet einer die böse Zunge des andern; davon später mehr. — Zufällig höre ich von Kameraden, heute abend im Soldatenheim, einem theatermäßig ausgebauten großen Saal, soll ein großes Künstlerkonzert stattfinden. Es gelingt noch, eine Karte zu erhalten, die Fahrt wird um zwei Stunden verschoben.

Im Krieg, in Feindesland, wenige Kilometer hinter der Kampflinie, ein Konzert von erstklassigen deutschen Kräften. Wer ließe sich das träumen! Und nun merkte ich auch, welche ungeahnte Wirkung das rauhe Kriegshandwerk noch üben kann. Schon manchmal hatte ich gefürchtet, daß der Verstandskasten einroste jetzt in dieser Zeit, wenn bei gelegentlichen Gesprächen das zunehmende Verschwinden fachwissenschaftlichen Wissens zutage trat, aber desto empfänglicher wird man zugleich für solche Genüsse. Früher lief ich wohl von Vortrag zu Vortrag, von Konzert zu Konzert und Theater, ein wahres Sichübernehmen geistiger und ästhetischer Genüsse, wie ganz anders jetzt!

Kein Zettel mit einer Vortragsfolge und dergleichen wurde einem in die Hand gedrückt. Auf der mit wenig Blumen geschmückten Bühne erschienen nacheinander, scheinbar ganz zwanglos und ohne Regel die Künstler und sagten selbst an, was sie uns darbringen wollten. Professor Bachmann, Dresden, schuf mit wenigen Stücken am Flügel (Schubert, Schumann, Walzer und Nocturno von Chopin) die Stimmung. Nach ihm kam E. Leisner-Berlin; in ihrem einfachen weißen Sommerkleid, ihrem ernststen und doch freundlichen, von dunkelbraunem Haar umrahmten Gesicht, stand sie plötzlich in der weiten, grünen Landschaft der Bühne. Und nun sang sie ihre ernststen Lieder und faßte die Zuhörer im Innersten. Keine Mimik, keine Geste, den Blick ins weite ge-

richtet. So war es ganz innerstes Erleben, das diese schöne Altstimme zu wunderbarem Klingen brachte. Hatte ich früher vielleicht in manchem Konzert gefessen, mehr prüfend und mitarbeitend als rein genießend, hier wurde ich und mit mir viele andere zum Kind, mit ineinander verkrampften Händen saßen wir wie vor einer Offenbarung.

Noch klang es in uns fort, da löste Herr Wendling-Stuttgart (in Landsturmuniform) die Stimmung durch ein vornehmes Geigenpiel. Wie das zirpt und hüpfet und einen schier vom Stuhl heben will, dies Menuett von Mozart. Wer sähe da nicht vor sich die Gestalten der Werther-Zeit, wie sie wippen und sich in gemessenem Takt umeinander drehen in ihren schönen Hängekleidchen, ihren roten und blauen Fräcken. Da kommt, nach allen Seiten verbindlich lächelnd, wie ein Maienkind, Frau Clara Dux (Sopran) herein, mehr trippelnd, hüpfend, wirbelnd als gehend. Sie lacht und läßt die Zähne blitzen hinauf zu den Feldgrauen auf der Galerie und bis in die hintersten Ecken des großen Saales. Mit etwas foubrettenhaft anmutender Liebenswürdigkeit hat sie schon, bevor sie beginnt, alle auf ihrer Seite. Tief empfindend und doch etwas neckisch bringt sie den „Auftrag“ von Schumann vor, schmettert die große Arie aus Sigaros Hochzeit; kaum kann sie sich bemeistern in ihrer Lebhaftigkeit, die Töne würgen sie beinahe in ihrer Kehle und drehen sie nach allen Seiten. Unter rauschendem Beifall hüpfet sie davon.

Herr Mühlenhofer-Berlin trägt mit meisterhaft geschulter Stimme Wildenbruchs „Deutschland“ vor. Es schaudert einen beinahe, zu hören, wie wahr der Dichter schon im Jahre 1889 alles geschaut hat, wie es jetzt gekommen ist; ob ein solcher Mann mit dieser Sehergabe wohl ruhig sterben konnte, vor der Zeit, die er geschaut?

Knote, der auch in Gießen bekannte Bayreuther Sänger des Münchener Hoftheaters, singt ein in Ernst und Schalkheit getauchtes Gedicht „Zwischen Meß und den Vogesen“ und zeigt mit der „heimlichen Aufforderung“ von Strauß, daß er nicht nur der Heldentenor ist.

Alle treten noch einmal auf und heimsen reichen Beifall ein. Am besten gefiel mir die Leisner, die trotz aller Heiterkeit im zweiten Teil der Vorträge sich wieder als die Innerlichste zeigte, besonders in dem Wiegenlied von Brahms. Mit dem „Guten Abend, gute Nacht“ verklang der schöne Abend. Ich habe dieses Lied schon mehr gehört in einem weiten Park von einem wohlbekannten hessischen Künstler auf dem Pflon. Da, so allein, weit hinten unter Bäumen stehen, fern von der Menge, und diese helle Stimme in den Abend dringen hören, das war schön. Aber hier saß ich im vollgestopften Saale, und was um mich herum saß, das wenig wechselnde Bild von Feldgrau, und vor mir die Kulissenlandschaft, konnte nicht die gleiche Stimmung bieten wie jener Abend im Park. Und doch hatte ich größeren, tieferen Genuß. Denn hier brachte kein Instrument die Töne hervor, hier waren es die Klänge einer edlen Frauenstimme, aus der unvermittelt eine tiefe Seele sprach.

Kurz nach 1/29 Uhr fuhren wir aus dem Städtchen zurück. Meine ehemaligen Hausleute, eine Apothekerfamilie, der Nachbar, ein von mir vielbeschäftigter Photograph und andere bekannte Gesichter standen auf der Straße und sahen uns nach, die Kinder winkten, wir winkten zurück. Ernst blickten die Erwachsenen drein. Sie wußten: jetzt geht die Fahrt wieder zurück zur Front, die sie selbst nicht kennen, von deren ungeheuerlichem Geschehen ihnen nur der weithin hörbare Donner der Geschütze bisweilen erzählt.

Den selben Weg gehts zurück durch die abendlich glänzende Flur. Schon dunkelt es, als wir unserem Bestimmungs-ort entgegenfahren. Die Schwüle des Abends ist abgelöst von beinahe herbstlicher Frische. Fast ganz still wird es, nur hier und da hört man das Rollen einzelner Schüsse. Die Einzelheiten in der Landschaft verschwinden mehr und mehr. Am Horizont blüht es wie Wetterleuchten aus Wolkenbänken, ein greller Feuerschein, das Mündungsfeuer schwerer Kaliber. Ganz in der Ferne, wo die Erde und der Himmel ineinanderfließen, steigen kleine, helle Punkte auf und verschwinden, Leuchtkegel! Dort ist die Front! — Es war ein Werktag wie alle, an dem wir diese Fahrt gemacht. In Wirklichkeit war es ein Sonntag für das Herz.

Warum der Grenzer-Karl die Rosen lieb hat.

Erzählung von Karl Hesselbacher.

(Fortsetzung.)

Ehe Fränz reden konnte, stand wie aus dem Boden hervorgewachsen, der Hannes vor ihr. Der alte Mann war ganz weiß im Gesicht, so war er von starker Erregung durchzittert.

„Fränz, weg von dem Patron da! Weißt du nicht, was da für ein Bursch ist?“

Mit entsetzten Augen schaute Fränz auf den zornigen Mann. Unwillkürlich ließ sie ihren Arm dem des Burschen, als wolle sie bei dem jungen Menschen Schutz suchen gegen den Angriff, mit dem sie der Hannes überfallen wollte.

„Guck deinen Strauß da an!“ rief Hannes. „Gleich reiß ihn in Fetzen und laß dich nicht mit ihm sehen. Sonst verlierst du deinen Dienst und wirst noch vor Nacht aus dem Haus gejagt wie der da, den der Forstmeister wie einen Hund zur Türe hinausstößt!“

„Was ist?“ fragte Fränz stammelnd.

„Was ist?“ schrie der Hannes. „Ein Lump ist gekommen und hat des Forstmeisters schönsten Rosenstock, der die weißen Rosen trägt, zusammengerissen. Wie ein Teufel hat er gehauft. Kein einziges Röslein hängt mehr an dem Strauch. Die Knospen sogar sind weggerissen. Der Forstmeister hat gemeint, daran seien die Turner schuld. Die seien wild wie die Eber durch das Dorf gesprungen. Ich habe ihm aber gesagt, da steckt ein anderes Frühllein dahinter — ich will es schon finden! Und wie der Forstmeister nicht hat zum Preisvertheilen gehen wollen aus lauter Aerger auf die Turner — habe ich ihm gesagt, gehen Sie nur hin — grad dann bringen wir den Spitzbub heraus! Und ich sag es ja, ich habe ihn gefunden. Hast du nicht diese Rosen von dem Walzbruder da? Sag ja oder nein!“

Fränz nickte wortlos mit dem Kopf.

„Sieh, und das sind die Rosen, die er aus dem Forstmeistergarten gestohlen hat! Das sind seine Künste. Was nicht niet- und nagelfest ist, das läßt so ein Kerl nicht stehen. Und dem willst du deine Seele verkaufen?“

Die Fränz biß die Zähne aufeinander: „Fremde Leut, die auf der Straß zueinander kommen, sollen nicht hart gegen einander sein. Ich steh zu dem Mann, der für mich eingestanden ist. Ich bin ohne Heimat hier, und der ist ohne Heimat hier. Drum fahren sie alle auf ihn los und verstoßen ihn. Ich verstoße ihn nicht.“

„So?“ rief Hannes. „Dann ist er vielleicht auch für die schwarze Mine eingestanden? Und die hat er auch auf der Straß getroffen? Oder am End etwa in dem Schwanen?“

Oder was weiß ich wo? Bei seinen Spaziergängen am Sonntag nachmittag, von denen kein Mensch gewußt hat, wo er gesteckt ist?“

„Was ist mit der schwarzen Mine?“ fragte Fränz und wurde totenblaß.

Der Hannes zeigte mit dem Finger in das Gewühl der Turner, die sich jetzt von der Tribüne entfernten und mit ihren Preisträgern stolz zum Tanze schritten. Der städtische Turner, der den ersten Preis geholt hatte, führte lachend am Arm die schwarze Mine, an deren roter Bluse der weiße Rosenstrauß mit doppelt grellem Leuchten über den ganzen Platz herüberglänzte.

Da riß die Fränz ihren Arm aus dem des erschrockenen Grenzer-Karl, der gar nicht recht wußte, was und wie ihm geschah. „Pfui!“ rief sie. „Für die schwarze Mine bin ich zu gut! Willst du mit der Kamerädles machen, so geh hin zu ihr, aber mich laß aus dem Spiel!“

Sie lief davon, ehe der arme Bursche nur ein Wort der Verteidigung herausbrachte. Denn sie fühlte, daß ihr die Tränen kamen.

Er rief ihr noch nach: „Fränz, Fränz, hören Sie doch! Es sind ja meine Rosen, ich habe sie selber . . .“

„Gestohlen!“ höhnte grimmig der alte Hannes. „Und wenn du dem Forstmeister in die Hände kommst, so bleibst du nimmer am Leben. Ich rat dir im guten, pack deine sieben Zwetschgen zusammen und mach, daß du fortkommst. Morgen früh darfst du nimmer zu finden sein!“

Der Bursche stand mit völlig verzweifeltm Herzen, wie ein Kreuzträger zerknickt unter dem ungeheuren Kreuzbalken. Er krampfte die Säufte zusammen. Wie einer, der am Ertrinken ist und um einen Strohhalme die Finger zusammenzwingt, ehe es vollends hinunter geht in die furchtbare Tiefe.

Langsam schritt er von dem Festplatz weg.

Zum Forsthaus ging er nimmer. Er fühlte in seiner Tasche nach seinem Messer. Denn er hatte noch ein Geschäft zu erledigen. Dazu brauchte er das Messer. Dies Geschäft war im „Sauloch“ zu vollziehen. Die Rosen mußten sterben . . . Dann ging's hinaus in die Fremde! Wohin? Das wußte er nicht. Irgendwohin zu den Leuten, deren Heimat die StraÙe ist. Die stoßen keinen in den Graben . . .

* * *

Aus dem stampfenden und jauchzenden Tanzgewühl schaute nur ein einziges Augenpaar dem Grenzer-Karl nach, wie er zum Waldberg hinaufstieg. Er hätte vielleicht seinen Schritten Halt geboten, wenn er diese todtraurigen Augen gesehen hätte. Das waren die Augen der Fränz.

„Jetzt geht er ins Elend!“ dachte sie. Sie war hinter der Kirche herumgegangen, um auf einem Umweg nach Hause zu kommen. Von dem steilen Kirchenhügel konnte sie weit hinaus ins Land sehen, und drum fiel ihr auf der hellgoldenen beschienenen Wiesenhalde, die zum Bergwald hinaufführte, die gebeugte Gestalt auf, die dort emporklomm wie ein gekrümmtes Männlein, dessen Rücken die Jahre gebogen haben. Die Nelke am grauen Hut, die er vergessen hatte, herunterzureißen, leuchtete im Strahl der abendlichen Sonne blutig rot.

Die Fränz durchfuhr es mit wehem Leid. Sie mußte sich plötzlich erinnern, wie er als ein bleicher, verhungertes Mensch auf den Hof des Forstamtes gekommen war, und wie sie seine Augen gesehen hatte, die sie an ihren Bruder erinnert hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Worte zum Nachdenken.

Der liebe Gott gebe Gnade, daß wir sein teures Wort mit Dankagung annehmen, in Erkenntnis und Glauben seines Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi, wachsen und im Bekenntnis seines heiligen Wortes beständig bleiben bis ans Ende.

Schlußworte aus Dr. M. Luthers letzter Predigt zu Eisleben am 15. Februar 1546.

Klopfe an die Gnadentür, warte aber dann auch, bis sie sich auf tut. Viele Gebete sind nur ein Anklopfen, gleichsam im Vorübergehen; denn sie sind nicht von einem geduldigen Harren auf den Herrn begleitet. Spurgeon.

Je fester du glaubst, daß dein Gott dich führt, und daß er dein Leben mit Weisheit und Güte bis zum seligen Ziel regiert, desto zuverlässlicher und treuer kannst du ihm folgen.

Kleine Mitteilungen.

„In französischer Kriegsgefangenschaft 1914/15“. Unter diesem Titel hat ein Glied der evangelischen Gemeinde Gießen, Briefträger Hans Horst, der als Wehrmann im Landwehr-Infanterie-Regiment 116 am 8. September 1914 bei Vitry-le-François schwer verwundet wurde und in französische Kriegsgefangenschaft geriet, in einem kleinen, im Selbstverlag erschienenen Schriftchen seine Kriegserlebnisse geschildert. Schriften dieser Art, die Selbsterlebtes berichten, werden nach dem Feldzuge in großer Anzahl erscheinen, sie werden allesamt eine wertvolle Bereicherung unserer Kriegsliteratur bilden. Wie die Franzosen in Südfrankreich die deutschen Gefangenen behandeln, wie diese auch in der Gefangenschaft es sich nicht nehmen lassen, Weihnachten und Kaisers Geburtstag zu feiern, und wie die dauernd Kriegsuntauglichen, zu denen auch Horst gehörte, dem das linke Bein amputiert werden mußte, schließlich ausgewechselt werden und über

Gieß in die deutsche Heimat gelangen, das ist in dem Schriftchen sehr gewandt und mit großer Anschaulichkeit geschildert. Horst ist jetzt wieder in Gießen im Postdienste beschäftigt. Wir empfehlen seine Schrift, die von ihm selbst (Wohnung: Mittelweg 13) für 50 Pfg. zu haben ist, allen unseren Lesern.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 26. Septbr., 17. nach Trinitatis.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer M a h r.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrassistent H ö f f m a n n.

Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe.

Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde.
Pfarrer S c h w a b e.

Mittwoch, den 29. Sept., abends 8 Uhr: Kriegsbeistunde.
Pfarrer M a h r.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasgemeinde.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer A u s f e l d.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.

Im Konfirmandensaal (Liebigstraße 56).

Nachmittags 2 Uhr: Taubstummen-gottesdienst. Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

Zur Beachtung.

Der Schluß des Artikels „Die Burghkirche zu Gießen“ mußte aus Raummangel zurückgestellt werden.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

**Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reife**

außergewöhnlich billig

Etagengeschäft. Geringe Unkosten
Gemeinschaftlicher Einkauf mit
3 Geschäften zusammen

Lina Bernard
Gießen, Bismardstraße 6

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft

Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser

Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Edgar Borrmann, Giessen

Neustadt 11 Eisenwaren, Haus- u. Küchengeräte Teleph. 165
empfiehlt billigst

Oefen, Herde, kupferne u. gußeiserne Waschkessel, Haus- u. Küchengeräte, Solinger Stahlwaren, landwirtschaftl. Maschinen u. Geräte, Vogelkäfige u. Züchterutensilien, Fischereigeräte etc. etc. Waffen u. Munition.

Bujch's Musikhaus

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
Musik-Instrumente
:: und Musikalien ::

Geschw. Holberg Nachf.
Modes

Gießen, Plockstraße 5
empfehlen sich in allen in ihr
Fach schlagenden Arbeiten.

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
Nur bestbewährte Qualitäten

Fr. Linter, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen